

MARCHTALER LEHRER-AKADEMIE. Festschrift zur Eröffnung der Kirchlichen Akademie der Lehrerfortbildung Obermarchtal. Hrsg. von Max Müller. Obermarchtal 1978. 235 S. mit zahlr. Abb. Ln. DM 27,-.

Der Untertitel verrät den Anlaß zur Veröffentlichung dieser Festschrift mit Beiträgen von sieben Autoren. Nachdem am 1. Juli 1973 das Bistum Rottenburg die Klosteranlage der ehemaligen Prämonstratenserabtei Marchtal vom Hause Thurn und Taxis erworben hatte, dem das Kloster 1802 zugesprochen worden war, wurde fünf Jahre später in den renovierten Baulichkeiten die Kirchliche Lehrer-Akademie des Bistums Rottenburg-Stuttgart eingerichtet. Nach wie vor (seit 1920) unterhalten hier Salesianerinnen eine staatlich anerkannte Mädchenrealschule.

Die Festschrift verfolgt offensichtlich einen doppelten Zweck: In einem ersten Teil (S. 29-150) werden Fragen zum katholischen Schul- und Bildungswesen abgehandelt, beginnend mit der »Erklärung über die christliche Erziehung« des Vaticanums II und mit Aufsätzen von Helmut Kasper zur Frage »Ist christliche Erziehung heute noch möglich?« und von Walter Fürst über den »Beitrag J. B. Hirschers zur Theorie der Katechese«, der sich als »Einleitung in die christliche Freiheit« versteht. Der Beitrag von Fürst weist weit über den Tag hinaus, wenn er etwa zu der abschließenden Formulierung findet: »Eines jedoch ist mit Sicherheit nicht möglich: Die Trennung des Unterrichts in der christlichen Wahrheit von der Erziehung zur christlichen Freiheit« (S. 150). Worum es dem Beitrag geht, zeigen auch einige Zwischentitel: Kritik am theologischen Traditionalismus, Ohnmächtige »Verstandes- und Gedächtnistheologie«, Glaube »auf bloße Auctorität hin«, Wider die »moralischen Schwätzer« u. a. Es könnte schon sein, daß dieser Aufsatz, der die Überlegungen des großen Tübinger Theologen Johann Baptist Hirscher (1788-1865) zur Katechetik so glanzvoll ausbreitet, nicht nur begeisterte Aufnahme findet.

In einem zweiten Teil werden auf Obermarchtal bezogene Themen zur Kloster-, Kunst- und Geistesgeschichte abgehandelt. Neben einem liebevollen Portrait des berühmten Marchtaler Poeten und Chronisten Sebastian Sailer (1714-1777) von Thomas Hermann interessiert vor allem der Beitrag von Hermann Tüchle zu »Obermarchtal - Kloster und Reichsstift« (S. 164-186). Einmal mehr versteht es hier Tüchle, eine lebendige, nur wenig Vorkenntnisse fordernde Klostersgeschichte zu schreiben, die gleichwohl ihre wichtigsten Aussagen quellenmäßig belegt. Unter dem Gesamttitel »Barock jubilierendes Marchtal« behandelt Herbert Karl Kraft die Bau- und Kunstgeschichte des Klosters (S. 188-201). Der knappe Beitrag, unterstützt durch Abbildungen recht unterschiedlicher Qualität, will nicht mehr bieten, als eine Fülle von Veröffentlichungen (vgl. Literaturübersicht S. 201) oft schon ausführlicher dargetan hat. Eine Liste der 36 Pröpste (1171-1440) und der 24 Äbte (1440-1802) beschließt den geschichtlichen Teil. Unter dem Titel »Neues Leben für Obermarchtal« berichtet Johannes Weißbarth etwas überraschend über die Renovierungsmaßnahmen nach 1973. Der Bericht ist allerdings so knapp gehalten (S. 228-232), daß er für die Nachwelt kaum Aufschlüsse über Einzelmaßnahmen bereithalten kann.

In einer Zeit, in der die Buchkultur zusehends verflacht, sei eine Bemerkung zur Buchgestaltung erlaubt, die den Wert des vom Schulreferenten beim Bischöflichen Ordinariat Rottenburg, Domkapitular Max Müller, herausgegebenen Bandes nicht schmälern will. Abgesehen vom Dokumentationsteil mit der Erklärung des Vaticanums II (S. 29-52; auf senfgelbem Papier gedruckt!) macht sich ein wohl als modisch zu verstehender Satzspiegel breit. Breit, im Sinne des Wortes: die Innen- und Außenränder messen kaum einen Zentimeter, nicht sehr viel reichlicher fällt der Unterrand aus. Dafür beansprucht der freie Oberrand knapp ein Drittel der Seite. Ob ein solch modisches (?) Lay-out dem Inhalt angemessen ist? Es ist durchaus aus Kostengründen verständlich, daß die Bilder nicht in den Text eingestreut, sondern zusammengefaßt wurden. Nicht ganz verständlich ist aber, warum etwa die Vermächtnisurkunde des Pfalzgrafen Hugo von Tübingen (1171) nicht den geschichtlichen Beitrag von Tüchle eröffnet, sondern - vor grauen Grund gedruckt - sich 14 Seiten zuvor findet und vom geschichtlichen Beitrag durch einen umfänglichen Bildblock getrennt wird. Optisch gehört sie so als Abschluß zum katechetischen Beitrag Fürsts. *Heribert Hummel*

JAHRBUCH FÜR VOLKSKUNDE 1981. Neue Folge Bd. 4. Im Auftrag der Görres-Gesellschaft hrsg. von Wolfgang Brückner und Nikolaus Grass. Würzburg: Echter; Innsbruck: Tyrolia; Freiburg/Schweiz: Universitätsverlag. 243 S. Brosch. DM 32,-.

Eingeleitet wird der Band mit erfrischenden Aphorismen »Duzen ohne Du. Zur Anrede, vornehmlich im Deutschen.« Der Verfasser, Thomas Finkenstaedt, ist Ordinarius für englische Sprachwissenschaft an der Universität Augsburg. Er hat sich 1959 mit der Arbeit »You and Thou. Studien zur Anrede im Englischen«



(Berlin 1963) habilitiert und seither, beruflich und außerberuflich, den Wandel in der Anrede aufmerksam verfolgt. Dabei fiel ein Doppelpes auf: In der Studentenschaft wurde das Duzen, eine Folge der »Revolte« von 1968, zur Regel. Es war und ist Zeichen der Solidarität und Symbol der Zusammengehörigkeit. An manchen Universitäten hat sich auch das Duzen zwischen Professoren und Studenten durchgesetzt; dieses Phänomen verdient, schon im Hinblick auf die Qualität der betroffenen Hochschulen, gesonderte Beachtung. Zeitlich etwas versetzt hat sich auch die Verweigerung des Titels in der Anrede weithin eingebürgert (»Herr Carstens«). Dazu steuert der Verfasser zwei interessante Beobachtungen bei: Vor allem solche Schichten verweigern den Titel, die selbst noch kaum Leistungen erbracht haben und ihr eigenes Können erst noch unter Beweis stellen müssen (Schüler); die Titel-Verweigerung scheint hier als Leistungersatz und Mutprobe zu gelten. Zum anderen werden bei der Titel-Verweigerung vor allem Ärzte ausgenommen. Da man nie weiß, wann man deren Hilfe in Anspruch nehmen muß, wagen es nur wenige, sich mit ihnen auf diesem sublimen Weg anzulegen. – Christine Burckhardt-Seebass beschäftigt sich mit der noch wenig erforschten Erinnerungsgraphik zur Firmung (S. 31–59). Die Verfasserin zeigt, daß gerade das 19. Jahrhundert einen beachtlichen »Aufschwung« gebracht hat. Aus schlichten und einfachen Zetteln zum amtlichen Gebrauch (Personalien des Firmlings) entstand eine aufwendige Graphik, die belehrende und erzieherische Funktionen hatte. Ohne Zweifel ist dies eine Folge der intensivierten Volkspastoral und der Aufwertung der Firmung als Sakrament. Hemmend bei diesen Forschungen war der weitgehende Ausfall der Quellen; meist wird die Firmungsgraphik in der zweiten Generation als wertlos weggeworfen. Nur wenige Stücke finden Aufnahme in öffentlichen Sammlungen. Ergänzend dazu untersucht Karl-August Wirth die Entwicklung der Firmungsmedaillen (S. 60–100). Der Aufsatz ist eine Vorarbeit für den entsprechenden Artikel im Reallexikon der deutschen Kunstgeschichte. Solche Firmungsmedaillen sind typisch für das 19. Jahrhundert. Die meist sehr sorgfältig gearbeiteten Stücke aus Edelmetall sollten wohl das übliche Geldgeschenk des Paten ersetzen. Wieder fällt eine belehrende und erinnernde Funktion auf. Ungeklärt ist noch, weshalb es an der Wende zum 20. Jahrhundert zu einem völligen Verschwinden der Firmungsmedaillen gekommen ist.

Fünf Beiträge des Bandes (Referate der Sektion für Volkskunde auf der Jahrestagung der Görres-Gesellschaft 1980 in Aachen) schildern die Verehrung heiliger Leiber. Hans-Jakob Achermann, der 1979 eine ausführliche Untersuchung »Die Katakomben-Heiligen und ihre Translationen in der schweizerischen Quart des Bistums Konstanz« (Beiträge zur Geschichte Nidwaldens 38, Stans 1979) vorgelegt hat, schildert allgemein die »Translationen heiliger Leiber als barockes Phänomen« (S. 101–111). Die »angeblichen« Katakomben-Heiligen, auch heute noch in Barockkirchen nicht zu übersehen, waren ein wichtiges Element der Heiligen-Verehrung des 18. Jahrhunderts. Welch hohe Bedeutung sie für die Volksfrömmigkeit und die Pastoral hatten, zeigt Fritz Markmiller: »Die Übertragung zweier Katakombenheiliger nach Niederbayern im 18. Jahrhundert« (S. 127–159). Die beiden Beispiele, zwar willkürlich gewählt (Frontenhausen 1708, Dingolfing 1770), sind typisch. Dabei interessieren den Leser weniger die Unterschiede in der Art, wie die beiden »Martyrer« empfangen, geehrt und gefeiert wurden; schon die Lektüre der beiden Berichte macht deutlich, in welcher Weise sich hier eine Frömmigkeitsform verselbständigt hatte und durch eine hypertrophe Entfaltung die spätere Kritik förmlich provozierte. Beate Plück: »Der Kult des Katakombenheiligen Donatus von Münsterfele« (S. 112–126) schildert die Translation und die Verehrung eines anderen Katakombenheiligen des 18. Jahrhunderts. Im Gegensatz zu Süddeutschland, Österreich und der Schweiz, die zahlreiche Translationen erlebt haben, läßt sich für das Rheinland nur dieser einzige Fall nachweisen. Eine Erklärung bietet das Wiederaufblühen der »einheimischen Heiligenkulte« im Zeitalter der Gegenreformation und des Barock. Mit anderen Worten: Da man »eigene« Martyrer hatte (zum Beispiel die 11 000 Jungfrauen der hl. Ursula; den hl. Gereon und die Thebäische Legion), war man nicht auf »Importe« aus Rom angewiesen.

Edgar Krausen schildert »Schicksale römischer Katakombenheiliger zwischen 1800 und 1980« (S. 160–167). Das Material, das sich noch beliebig vermehren ließe, stammt vorwiegend aus dem bayerischen Gebiet. Deutlich wird, daß Säkularisation und Aufklärung wenig pietätvoll mit den Reliquien umgingen, wenngleich das »Volk« sie nicht selten gerettet hat. Nach Jahrzehnten der Beruhigung führte die »Liturgiereform« nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil in vielen Kirchen nicht nur zur Bilderstürmerei, sondern in Verbindung damit oft auch zur erneuten Beseitigung solcher Reliquien.

Dem Band sind drei Forschungsberichte über Osteuropa beigegeben: Lukas Walczyk: »Die Verehrung des heiligen Florian in Polen« (S. 185–192); Éva Gulyás: »Die Verehrung des heiligen Wendelin in Ungarn« (S. 197–206); Gabor Tüskés: »Religiöse Volkskunst in Ungarn. Literaturbericht und Problemaufriß« (S. 207–224).



Insgesamt bietet der Band interessante Nachrichten und Analysen. Die Beiträge sind erfreulich informativ und unkompliziert, das heißt, die Dinge nicht komplizierend. Die Sprache ist verständlich, auf Ideologie wird verzichtet. Man muß den Herausgebern, dem Verlag und der Görres-Gesellschaft dankbar sein, daß sie die Zeitschrift vor einigen Jahren neu belebt haben.

*Rudolf Reinhardt*